



Hannes Wirlinger

Der Vogelschorsch

Leseprobe

In einer Verschnaufpause strich mein Blick an einer Haselnussstaude entlang, am Blätterdach der Buche vorbei und plötzlich entdeckte ich den Vogelschorsch. Vom ersten Augenblick an war mir klar, dass er anders war. Anders als die Burschen, die ich bisher gesehen hatte. Schon damals hatte ich ein beunruhigendes Gefühl. Denn wenn man anders als die anderen ist, bezahlt man oft einen hohen Preis. Vor dem Anderssein hatten die meisten Menschen Angst. Deshalb war es bequemer wie alle zu sein, sich einzufügen und nicht aufzumucken. So ließen sie einen zumindest in Ruhe. Das Unglück war: Der Vogelschorsch war wirklich vollkommen anders. Hätte er sich nur ein winziges, klitzekleines Stückchen angepasst, hätte alles ein besseres Ende nehmen können. Und nicht so ein schrecklich trauriges.

Er trug eine Frisur, als hätte ihm jemand einen Topf schräg auf den Kopf gesetzt, und dann mit der Schere rundherum am Rand entlang die Haare abgeschnitten. Wie gerade, braune Wollfäden hingen sie von seinem Kopf. Keinen anderen Jungen habe ich mit so einer Frisur gesehen. Sein Gesicht war rund wie ein Kreis. Er hatte große blaue Augen, über denen zündholzdicke Augenbrauen verliefen. Seine Lippen ruhten schmal im unteren Drittel seines Gesichts und waren eine Spur heller als die vom Mühltaler Max. Die Nase verlief ebenso dünn und gerade. Seine helle Haut erschien mir fast durchsichtig wie Pauspapier. Meist lag ein eigentümliches Lächeln auf seinen Lippen. Sogar noch, als ihn der Lederer Lukas mit einem Stein traf. Das war ein paar Tage, nachdem ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte.

Jetzt hockte der Vogelschorsch so wie wir in der Runse. Nur nicht barfuß, sondern in seinen klobigen, braunen Schuhen. Seine Socken waren wasserdurchtränkt wie seine weite braune Hose mit dem Bug in der Mitte. Zwei dreifingerbreite Hosenträger hielten sie an seiner Hüfte fest. Darunter trug er ein weißes Hemd, dessen oberster Knopf zugeknöpft war. Nicht um viel Geld hätte ich je so eine Hose oder so ein Hemd oder solche Schuhe angezogen. Am meisten überraschte mich aber, dass der Vogelschorsch, obwohl es bereits Sommer war und es etwa dreißig Grad hatte, über seinem Hemd und seiner Hose einen grünen, dicken Lodenmantel mit fünf Hirschgeweihknöpfen trug. Der Saum des offenen Mantels reichte bis zu den Schuhen und war schon ganz braun und dreckig vom Wasser

und dem Schlamm. Er hatte den Blick gesenkt und griff nach einem Fisch, der im Gras lag. Er hielt das Rotauge in den Händen, aber das rutschige Tier glitt ihm zwischen den Fingern hindurch und stürzte ins Gras. Er packte das Rotauge und wieder entschlüpfte es ihm und fiel weiter denn je vom rettenden Wasser entfernt auf den Erdboden. Der Vogelschorsch stieg aus dem Bächlein, griff nach dem Fisch, aber das tragische Schauspiel begann von neuem. Hilflos ließ er das Tier liegen, drehte sich um und fischte einen Karpfen aus dem Rinnsal. Doch auch der Einkilofisch entkam zappelnd seinen Händen und donnerte auf einen Stein. So erging es ihm mit jedem weiteren Fisch, den er retten wollte. Entmutigt und verzweifelt richtete sich der Vogelschorsch einfach auf und überließ die herumliegenden Tiere ihrem Schicksal. Ich spürte plötzlich eine riesengroße Wut in mir aufkeimen. Er konnte doch nicht einfach all die unschuldigen Tiere sterben lassen. Ich ballte die Fäuste und war knapp davor ihn anzubrüllen, doch dann hob er plötzlich völlig unerwartet den Blick. Ich hatte noch nie in ein so trauriges Gesicht geschaut. Riesengroße Tränen rollten über seine Wangen. Er weinte lautlos, aber mit so einer Inbrunst, als hätte er den Schmerz jedes Menschen und jedes Tiers auf der Welt in sich vereint. Gleich darauf passierte etwas Wunderbares und zugleich Seltsames. Ein Spatz tänzelte übermütig über ihn hinweg und zog die Aufmerksamkeit vom Vogelschorsch auf sich. Obwohl er abgrundtief schluchzte, hob er seine Mundwinkel zu dem wärmsten, reinsten und zärtlichsten Lächeln, das ich je bei einem Menschen beobachtet hatte, als er den Vogel entdeckte.

Noch heute, Jahre danach, denke ich an dieses einzigartige Lächeln mit den vielen Tränen. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Bis ich Motorenlärm hörte. In einiger Entfernung wurden Autotüren aufgerissen und wieder zugeschlagen. Aufgeregte Männerstimmen schnitten wie Messerklingen in das Rauschen des Wassers. Die Stimmen wurden lauter und hektischer. Sie sprachen davon, dass im Teich oberhalb unseres Hauses das Abflussgitter des Mönchs gebrochen war. Deshalb flossen das Wasser und die zahlreichen Fische ungehindert durch das Rohr. Nun galt es so viele Fische wie möglich in Plastiktrögen zu werfen und zurück in den Teich zu setzen. Durch die im Wind wiegenden Blätter konnte ich Schatten erkennen.

Nur noch Sekunden, bis die Männer das Waldstück erreichten. Ich schreckte blitzschnell herum, um dem Vogelschorsch eine Warnung zuzurufen. Ich kannte ihn zwar nicht, aber unter uns Gleichaltrigen gab es einen Pakt: wir halfen uns gegen die Erwachsenen. Der galt für den Vogelschorsch wie für alle anderen. Mein Schrei verstummte aber noch in meinem Hals. Der Platz, an dem er Sekunden vorher noch gestanden hatte, war leer. Zuerst dachte ich, ich hätte ihn mir nur eingebildet.

Wie konnte er sich sonst so schnell in Luft auflösen? Er musste ein Geist sein. Oder ein Troll. Oder ein Elf. Oder sonst irgendeine Gestalt aus der Fantasiewelt. Darum beschloss ich, weder dem Mühltaler Max noch dem Lederer Lukas vom Vogelschorsch zu erzählen. Plötzlich packte mich der Mühltaler Max an der Hand und zog mich aus dem Wasser. „Lauf, Leni! Lauf! Sie dürfen uns nicht entdecken! Sie glauben sicher, wir haben Fische gestohlen.“